

ALESSANDRO MONTANO

DER TEUFEL VOM GARDASEE

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer mit einem Motiv von
mauritiu images/Michael Abid

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2479-2

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für meinen Freund Björn

*Doch wollen sich oftmals die Kinder der HölLEN
In Engel des Lichtes verstellen;
Man soll bei dem verderbten Wesen
Von diesen Dornen Trauben lesen.
Ein Wolf will sich mit reiner Wolle decken,
Doch bricht ein Tag herein,
Der wird, ihr Heuchler, euch ein Schrecken,
Ja, unerträglich sein.*

»Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz«
J. S. Bach

*Himmelblau,
der Nachmittag ist viel zu blau
und zu lang für mich.
Ich merke,
ich krieg hier nichts mehr auf die Reihe
so ohne dich.
Und beinah,
beinah steig ich dann in den Zug
und komme, komme zu dir,
doch in meinen Gedanken
fährt der Zug der Sehnsucht andersherum.*

»Azzurro«, Musik: Paolo Conte
Text: Vito Pallavicini

Sie schritten über den in der klaren Luft weiß schimmernden Schotterweg auf dem Bergkamm. Rechts und links fiel das Gelände als von hellgrünem Gras bewachsener Hang ab. Weiter unten konnte man den leuchtenden Weg wie eine weiße Schlange sich winden sehen. Eben im Lift hatten sie noch gelacht und herumgescherzt. Jetzt spürte Luca, wie seine Knie bei jedem Schritt weicher wurden. Er ging vorweg, Tomasio und Pasquale mit ihren Flugbegleitern hinter ihm und seinem Partner Pepe.

Es war März und dementsprechend noch recht kühl hier oben auf dem Plateau des Monte Baldo. Sie trugen lange Hosen und Jacken und schützten ihre Augen mit Sonnenbrillen an diesem wolkenlosen Tag. Lucas Flugbegleiter übernahm nun die Führung auf dem Weg zum Startplatz auf der dem See zugewandten Seite des Kamms.

»Von hier aus starten wir!«, rief er ihnen zu, als sie die Stelle erreichten, und nahm seinen länglichen schwarzen Rucksack ab, in dem sich der Schirm und die ganze Ausrüstung befanden.

Nervös schauten sie zu, wie ihre Flugbegleiter die Schirme ausrollten und am Hang startklar machten.

»Wer hatte noch mal diese bescheuerte Idee?«, fragte Tomasio und schluckte.

»Es war eigentlich nur als Scherz gedacht«, verteidigte sich Luca.

»Und warum stehen wir dann hier oben in zweitausend Metern Höhe? Hast du vielleicht Lust, dein Leben an diese dünnen Strippen da zu hängen?«

»Wir machen das trotzdem«, hielt Luca dagegen. »Hinterher werden wir uns freuen, dass wir's gemacht haben.«

»Hinterher sind wir mausetot, mehr nicht«, sagte Tomasio und bekreuzigte sich.

»Luca?«, rief Pepe und stemmte am Hang stehend die Fäuste in die Hüften.

»Ja?«

»Auf geht's!«

Luca sah seinem Freund noch ein vermeintlich letztes Mal in die Augen und setzte sich dann zögerlich in Bewegung. Er hoffte inständig, dass man ihm seine zitternden Knie nicht ansehen konnte. Pepe nahm ihn in Empfang und legte ihm das Geschirr um. Tomasio und Pasquale hatten keine Zeit, noch länger nachzudenken; auch sie mussten sich nun festzurren lassen, bis sie, alle drei vor ihre Begleiter geschnallt, darauf warteten, dass diese die Schirme hochzogen.

Pepe machte den Anfang, drückte Luca den Selfiestab mit der GoPro in die Hand, nahm die unzähligen Bänder auf und zog. Augenblicklich hob sich der Schirm, blähte sich auf und stieg in einer halbkreisförmigen Bewegung über ihren Kopf. Luca fühlte die Kraft, die ihn nach oben zog, und drückte die Fußspitzen in den Boden.

»Lauf!«, rief Pepe hinter ihm, und Luca begann, den Hang hinunterzurennen. Doch bereits nach drei Schritten lösten sich seine Füße vom Boden, und der Schirm hob sie in die Luft. Luca klammerte sich in die Nylonlaschen des Geschirrs und winkelte seine Beine an. Es ging nach oben wie in einem Fahrstuhl ohne Tür, in dem er direkt an der Kante saß und seine Beine baumeln ließ. Er hatte gedacht, dass sie parallel zum Hang hinabgleiten würden, doch die Aufwinde hoben sie stattdessen immer höher und höher.

»Entspann dich!«, sagte Pepe hinter ihm und klopfte ihm auf die Schulter.

Luca zwang sich, dem Geschirr zu vertrauen, und ließ die Beine hängen. Zusehends ließ die Spannung in seinen Muskeln nach, und er konnte zum ersten Mal die Aussicht genießen.

Von rechts glitt auf einmal der blau-orangefarbene Schirm mit Tomasio in sein Sichtfeld, und unter seinen Füßen tauchte ein grün-weißer Schirm auf, an dem Pasquale hing.

Da waren sie. Zu dritt, hoch oben über den grünen Hängen

der östlichen Seite des Sees, schwebend, gleitend, entfernt von der Welt unter ihnen, weit weg von allen Problemen und allen fürchterlichen Erfahrungen, die sie gemacht hatten. Sie waren frei wie Vögel, leicht und ohne jegliches Geräusch aus der Welt am Boden. Nichts war hier oben so, wie sie es konnten, alles war neu und anders und einfach atemberaubend. Und die Tatsache, dass sie es zusammen erlebten, schweißte sie nur noch mehr zusammen. Luca war froh, diesen Vorschlag gemacht zu haben, und froh, dass die beiden darauf eingegangen waren, auch wenn sie sich anfänglich gesträubt hatten.

Luca hatte die Idee nach dem Abschluss ihres letzten Falls gehabt. Tomasio und Pasquale waren Kommissare bei der Kriminalpolizei, Tomasio hier in Malcesine und Pasquale in Riva. Tomasio und er kannten sich seit ihrer Kindheit und waren als zwölfjährige Jungen beinahe Opfer des Serienkillers DiFratelli geworden, dem sie vor einigen Jahren gemeinsam das Handwerk hatten legen können. Pasquale hatte Luca damals um Hilfe in diesem Fall gebeten, ohne zu ahnen, dass er auf so dramatische Weise darin verwickelt war. Luca war eigentlich Regisseur und Dokumentarfilmer, der für die Darstellung des Lebens der Menschen hier am See vielfach ausgezeichnet worden war. Seine Kenntnis über die Gegend hatte Pasquale dazu bewogen, ihn zum Berater der Kriminalpolizei Riva zu machen.

»Luca!«, hörte er Tomasio rufen. Er flog parallel zu ihm und winkte ihm zu. Alles hier oben schien in Zeitlupe abzulaufen. Luca winkte zurück. Unter sich konnte er nun die Dächer von Malcesine ausmachen, die wie kleine Würfel scheinbar wahllos von einer riesigen Hand über der grünen Fläche des Küstenstreifens ausgeschüttet worden waren. Am Ufer des Sees sah er winzig klein den Landeplatz. Und der See selbst war so klein und schmal, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Die Boote und Surfersegel wirkten wie weiße Nadelstiche in dem tiefen Blau. Aus dieser Höhe war die Landschaft rund um seinen See ein noch schöneres Wunder als aus der alltäglichen Perspektive.

Die Farben, die Bewegungen der Berghänge, das ruhige, stete Wasser, das sich um die Ausläufer schmiegte, das alles wirkte irgendwie göttlich und fernab von jedweder Bedrohung.

Luca wollte das genießen, solange er konnte. Dieses Erlebnis war eine Wiedergutmachung, ein Trost und ein Neuanfang zugleich.

Kaum hatte er diesen Gedanken in schwindelnder Höhe gleitend beendet, sah er die Explosion.

Das Holzkästchen erinnerte an eine Weinkiste. Doch als er den Deckel anhob, kamen keine Flaschen, sondern ein metallener Zylinder zum Vorschein, der über diverse Elektrokabel mit einer Batterie verbunden war. Er maß fünfundzwanzig Zentimeter in der Länge und zehn Zentimeter im Durchmesser. Es war bereits fertig vorbereitet, alles befand sich an seinem Platz, bis auf ein kleines, aber entscheidendes Detail. Der schmale metallene Kippschalter war im Grunde nicht mehr als eine Blechzunge, die er nun durch ein kleines Loch mit einer Feder verband. Schloss er den Deckel, würde die höher stehende Seite des Schalters nach unten gedrückt, wodurch sich die andere anhob, und die Feder würde diese auf Zug bringen. Wurde der Deckel dann wieder geöffnet, schnellte der Schalter zurück, berührte ein Plättchen und schloss damit den Stromkreis. Dies würde die Zündung auslösen und die Hölle heraufbeschwören. Gerechtigkeit wäre wiederhergestellt, und einer weiteren Seele würde die Chance gegeben, sich einer Läuterung zu unterziehen.

Um sich selbst abzusichern, hatte er ein Stück Folie zu-rechtgeschnitten, die er durch einen schmalen Schlitz im Holz steckte und zwischen Plättchen und Schalter legte, um den Stromkreis zu unterbrechen. Das war dieselbe Idee, wie sie in üblichen Elektrogeräten vorzufinden war, wo ein Stück Folie zwischen Batterie und Kontakt gesteckt war, um die Entleerung der Batterie zu verhindern. Für ihn bedeutete diese Folie den Unterschied zwischen Leben und Tod. Vorsichtig ließ er die Metallzunge herunter. Ihre Spitze drückte auf das dünne, transparente Plastik, und nichts geschah. Langsam hob er seine Hände aus dem Kästchen, warf einen letzten prüfenden Blick auf alle Bestandteile seines Werks. Alles war zu seiner Zufriedenheit. Mit einem Lächeln schloss er vorsichtig den Deckel und behielt dabei den Kippschalter im Auge, der knapp

einen Zentimeter über den Rand des Kästchens hinausschaute. Das Holz berührte den Schalter und drückte ihn hinunter. Im Innern musste sich nun die andere Seite heben. Er schloss den Deckel vollständig und klebte zu seiner Sicherheit zwei Streifen Klebeband links und rechts an die Querseiten, bevor er ihn losließ. Vorn wurde der Deckel mit einem einfachen Hakenverschluss verriegelt. Nun glich das Holzkästchen einer kleinen Schatzkiste.

Sein Lächeln wurde breiter und seine Augen leuchteten. Er entfernte die Klebestreifen, ging sicher, dass sie keine Rückstände hinterlassen hatten, und zog als letzte Handlung mit Daumen und Zeigefinger den Folienstreifen aus dem Schlitz. Das war es. Sie war fertig und wartete darauf, ihren Zweck zu erfüllen.

Keine Bange, dachte er, du wirst nicht lange warten müssen.

Luca sah die Stadt friedlich an den grünen Ausläufern des Berges unter sich liegen, nichts als das Rauschen des Windes in seinen Ohren, als plötzlich ein fast kreisrunder Feuerball im Zentrum aufleuchtete, wie eine Blase anwuchs und anschließend in einen schwarzen Rauchball aufging. Dann erst hörte er die Detonation. Ein tiefer, die Luft erschütternder Knall drang zu ihnen empor, scheinbar losgelöst von dem Feuerball, der nur noch schwarzer, wirbelnder Qualm war und wie ein schmaler Pilz über der Stadt in die Luft ragte.

Pepe vergaß zu navigieren, beide sahen in Schockstarre auf die Explosion, ohne sie wirklich begreifen zu können. Als sie zu weit nach Süden der Explosion entgegendrifteten, besann sich Pepe und zog kräftig am rechten Lenkseil, um sie wieder auf Kurs zu bringen.

»Was zum Henker war das?«, rief er hinter Luca. Der konnte nur den Kopf schütteln und entsetzt zusehen, wie Feuerzungen aus der Kirche Santo Stefano drangen und am Gebäude emporleckten.

Der Knall war verhallt, und hier oben war es wieder absolut still, bis auf den Fahrtwind in ihren Ohren.

Luca sah sich nach seinen Freunden um und entdeckte sie beide rechts oberhalb von ihnen. Sogar über die Distanz konnte er den Schrecken und die Besorgnis in ihren Gesichtern erkennen.

Doch es gab nichts, was sie tun konnten. Sie mussten zunächst sicher landen und konnten dann erst handeln und eventuell helfen. Der Landeplatz lag einige hundert Meter nördlich der Kirche und dem Zentrum der Stadt. Sie entfernten sich immer weiter von der Unglückstelle und verloren dabei stetig an Höhe. Die Häuser wurden größer, die Straßen kamen näher, und schließlich konnten sie die ersten Geräusche vernehmen. Es waren die Geräusche von Feuerwehrsirenen. Selbst jetzt am

helllichten Tag waren die blauen Lichter der Rettungswagen zu sehen, die sich aus verschiedenen Richtungen dem Brandherd an der Kirche näherten.

Alle schönen, befreienden Gedanken, die Luca Sekunden zuvor gehabt hatte, waren nun wie weggewischt. Er wollte nichts anderes, als so schnell wie möglich landen, um zu erfahren, was passiert war. Die Explosion war jetzt das Einzige, was Bedeutung hatte.

Sie fuhren zu dritt in Tomasios Wagen in Richtung Zentrum, doch schnell stellte sich heraus, dass die gesamte Innenstadt in einem Verkehrsinfarkt unpassierbar geworden war. Autoschlängen standen in den Straßen und Nebenstraßen. Menschen waren ausgestiegen und blickten in Richtung der Rauchsäule, die sich immer noch aus der Kirche emporschraubte. Sirenen waren von überallher zu hören, und aufgeregte Stimmen und Rufe hallten durch die Straßen und Gassen. Tomasio parkte den Wagen einfach auf einem Privatgelände und legte einen Hinweis in das Fahrerfenster. Selbst mit Blaulicht wäre jetzt kein Durchkommen mehr möglich. Zu Fuß machten sich die drei auf den Weg zur Kirche Santo Stefano, vorbei an all den Menschen, die geschockt und ratlos die Straßen bevölkerten. Sie eilten die Via Gardesana hinunter, über den ersten Kreisel an der Via Navene bis zum zweiten Kreisel. Ab hier standen die Menschen so dicht gedrängt, dass sie sich durch die Menge hindurchzwängen mussten. Auf dem kleinen Abzweig zum Kirchenparkplatz am Ende der Via Parrochia standen Löschzüge und Krankenwagen. Das Feuer war jedoch im rückwärtigen Teil des Kirchenbaus ausgebrochen, der von der Hauptstraße nur über eine kleine Einfahrt zu einem Hof zu erreichen war. Hier grenzte ein Nebengebäude an die Kirche an, aus dessen einem Fenster im zweiten Stock das Feuer loderte und bereits Teile des Dachs entzündet hatte. Eins der Löschfahrzeuge stand auf dem Hof, eine Leiter war ausge-

fahren worden, und ein Feuerwehrmann löschte von oben mit einem Schlauch. Zahllose weitere Feuerwehrmänner und Carabinieri liefen unten um das Gebäude herum. Einige waren damit beschäftigt, Schaulustige vom Geschehen fernzuhalten. Auf dem überfüllten, etwas erhöht liegenden Parkplatz des Eurospar gegenüber standen zwei Krankenwagen, die verletzte Personen behandelten. Im Hintergrund erkannte Luca geborstene Schaufensterscheiben. Ein dritter Krankenwagen stand mit geöffneten Türen direkt hinter dem Löschwagen auf der abschüssigen Einfahrt zum Kirchengebäude.

Einer der Polizisten kam auf sie zu und wollte sie gerade wegschicken, als Tomasio seinen Ausweis vorzeigte.

»Das sind Kollegen von mir«, erklärte er knapp, ohne den Blick vom brennenden Gebäude zu nehmen. »Was ist denn passiert?«

»Eine Explosion im Kirchenamt. Über die Ursache wissen wir noch nichts«, erwiderte der Carabinieri.

»Ein Unfall oder ...« Tomasio sprach das Wort nicht aus, was auch nicht nötig war, denn alle wussten, was er meinte. Doch der Beamte hob nur ratlos die Hände.

»Wir wissen es nicht.«

»Gibt es Tote?«

»Die Feuerwehr ist jetzt im Gebäude. Noch gibt es keine entsprechende Rückmeldung, aber wir vermuten, dass sich mindestens zwei Personen in dem Haus aufgehalten haben.«

Tomasio klopfte dem Polizisten auf die Schulter, und der Kollege ließ ihn passieren. Luca und Pasquale folgten ihm über die schmale Einfahrt zur linken Seite, wo unter einigen Säulenbögen Sanitäter, Feuerwehrmänner und fünf zivile Personen standen.

Er und Pasquale hielten ihre Ausweise hoch, und Tomasio wandte sich an einen der Männer von der Feuerwehr.

»Wer hat bei euch das Kommando?«

Der junge Mann deutete auf einen kleinen, untersetzten Mann, der am vorderen Säulenbogen stand und zu dem qualmenden, rußgeränderten Fenster hinaufblickte.

»Entschuldigung?«, rief Tomasio ihm zu.

Der Mann drehte sich um und musterte zuerst sie und schließlich den Polizeiausweis von Tomasio.

»Gut, dass Sie hier sind«, sagte er daraufhin. »Was für ein Chaos.«

»Sind noch Leute im Gebäude?«, fragte Tomasio.

»Laut Zeugen ja. Einige sind aber schon draußen.«

»Wissen Sie, was die Explosion ausgelöst hat?«

»Deswegen sind Sie doch hier, oder nicht?«, fragte er und sah erstaunt zu Tomasio hoch.

Ein entsetztes Raunen ging durch die Gruppe der Umstehenden. Aus dem Eingang traten in diesem Moment zwei Feuerwehrmänner, die eine verletzte Frau trugen. Sie riefen nach Sanitätern, die augenblicklich herbeieilten und sich der Frau annahmten. Sie war nur noch halb bei Bewusstsein. Ihre Kleidung war teilweise zerrissen, unter ihrer Nase hatte sich ein schwarzer Rußfleck gebildet, und sie blutete aus mehreren schwarz geränderten Wunden im Gesicht und an den Armen und Beinen. Als die Männer sie auf eine Trage gelegt hatten, griff sie nach der Jacke des einen Sanitäters und riss die Augen auf, die in ihrem rußgeschwärzten Gesicht weiß zu leuchten schienen.

»Er ist noch drin! Er ist noch drin!«, schrie sie und sank dann kraftlos zurück.

Die Sanitäter blickten alarmiert zu den Feuerwehrmännern, doch einer der beiden, der gerade seine Gasmask abgenommen hatte, schüttelte nur schweigend den Kopf.

Eine halbe Stunde später, der Krankenwagen mit der verletzten Frau war inzwischen ins Krankenhaus gefahren und die Feuerwehr hatte das Löschwasser abgestellt und eine erste Sicherheitsinspektion vorgenommen, konnten die Polizisten das Gebäude betreten.

»Gab es irgendwelche Anzeichen für einen Gasunfall oder einen anderen baulich bedingten Auslöser?«, fragte Tomasio die zwei Feuerwehrmänner, die die Frau aus dem Gebäude gerettet hatten, im Beisein des Einsatzleiters.

»Das war ein Büroraum«, erklärte einer der Männer. »Keine Gasleitung. Die Heizung ist eine Ölheizung. Es gibt keinen Kamin oder eine andere Heizquelle. Für mich sieht es eher nach einem ... einem Anschlag aus«, sagte der Mann mit einem Zögern, weil es ihn offenbar Überwindung kostete, diesen weitreichenden Hinweis auszusprechen. Sein Kollege nickte nur.

»Was genau sah nach einem Anschlag aus?«, wollte Tomasio wissen. Luca und Pasquale, die etwas abseits standen, wurden hellhörig.

»Die Art, wie sich die Explosion ausgebreitet hat und wie die Leiche dort oben liegt. Es muss direkt am Schreibtisch passiert sein. Ich wüsste nicht, was sonst die Ursache gewesen sein könnte«, sagte er und senkte den Blick.

Tomasio hatte bereits Brandexperten der Polizei angefordert, weil er diese Möglichkeit selbstredend ebenfalls in Betracht zog, doch es so direkt zu hören, alarmierte ihn zutiefst. Die Konsequenzen wären einfach immens. Wenn es denn stimmte.

Er bedankte sich bei den Männern und bat Luca und Pasquale, mit dabei zu sein, wenn er mit dem Einsatzleiter der Feuerwehr hineinging.

In der unteren Etage hatte sich ein zentimeterhoher Wasserpegel gebildet, der von dem aus dem Obergeschoss die Treppe hinablaufenden Löschwasser gespeist wurde. Immer noch tropfte ein breiter Wasservorhang von jeder Treppenstufe. An den geweißten Steinwänden prangten bis Kniehöhe schwarze Sprengel, die durch die Schritte der Feuerwehrmänner im vom Ruß gefärbten Wasser entstanden waren.

Luca stieg als Letzter in der Reihe die Treppe hinauf, hielt auf der zweiten Stufe aber inne. »Tomasio, ich denke, ich bleibe lieber unten«, sagte er laut.

Tomasio blieb stehen und sah flehend zu ihm hinunter. »Ich würde gern deine Meinung dazu hören. Bitte.«

Luca konnte ihm das nicht abschlagen. Er würde einfach kurz in das Zimmer gehen, sich umschaun und anschließend

so schnell es ging wieder nach Hause fahren. Dann hätte er damit abgeschlossen. Er wäre dann auf der anderen Seite des Sees.

»Wissen Sie schon, um wen es sich bei dem Opfer handelt?«, fragte Tomasio den Einsatzleiter im Weitergehen.

»Es ist das Büro von Padre Pilati. Bis jetzt müssen wir annehmen, dass er es ist. Die verletzte Frau war seine Sekretärin.«

Alle drei stockten, als sie den Namen hörten; Tomasio und Pasquale drehten sich zu Luca um. Padre Pilati hatte vor drei Jahren die Beerdigung für Martina, Lucas Freundin, abgehalten. Sie und Pilati hatten eine gute und vertrauensvolle Beziehung gehabt. Luca hatte den Pfarrer danach noch zweimal getroffen und sich mit ihm ausgetauscht. Er spürte, wie sich sein Magen zusammenzog und Übelkeit in ihm aufkam. Doch nun wollte er erst recht wissen, was Pilati passiert war. Er machte einen weiteren Schritt nach oben, und auch seine Freunde setzten sich wieder in Bewegung.

Im zweiten Stock waren auch die Wände vom Ruß eingefärbt. Die Holztür zu Padre Pilatis Büro hing schief in den Angeln. Die Wucht der Explosion hatte sie aus dem Türrahmen gerissen. Das Holz war verkohlt. Verbrannte Splitter lagen auf dem Boden, einige steckten sogar in der Wand gegenüber. Der Einsatzleiter betrat den komplett nassen, verrußten Raum. Platschend schritt er durch das Löschwasser. Tomasio, Pasquale und Luca folgten ihm. Lucas Blut rauschte laut in seinen Ohren, als er alles in Augenschein nahm. Das große Fenster auf der rechten Seite des Raumes fehlte komplett. Nur noch kaum erkennbare Reste des Rahmens waren vorhanden. Der schwere Schreibtisch, der direkt vor dem Fenster stand, war in zwei Hälften gebrochen. Ein Holzschrank erstreckte sich fast über die gesamte Länge der gegenüberliegenden Wand. Er war dort, wo der Tisch stand, völlig zersplittert und wie von einer riesigen Faust eingedrückt worden. Die Akten, die sich in den Fächern befanden, und das Holz waren schwarz verbrannt. Reste von Papier schwammen auf der Wasseroberfläche am Boden. Ganz links an der hinteren Wand des Büros hatten sich

mehrere Teile von geborstenem Holz, das metallene Untergestell eines Bürosessels und weitere kaum zu identifizierende Trümmer angehäuft, die wahrscheinlich durch die Wucht des Wasserstrahls dorthin gespült worden waren.

»Wie man unschwer erkennen kann, ist die Explosion vom Tisch ausgegangen«, sagte der Einsatzleiter und deutete auf die wie Dreiecke zur Mitte gekippten Hälften des Schreibtischs. »Alles im direkten Umkreis ist zerstört worden. Das Fenster mitsamt den Mittelstreben und den Fensterläden fehlt. Die Flammen sind dann vom Tisch durch die Fensteröffnung nach oben auf den Dachstuhl überggesprungen. Das Holz ist relativ alt und fing sehr schnell Feuer. Der Dachstuhl ist nahezu vollständig zerstört.« Er ging umständlich um den zerborstenen Schreibtisch herum, warf einen kurzen Blick durch die Fensteröffnung nach draußen und drehte sich dann wieder zu ihnen um. »Die Leiche ist wahrscheinlich durch die Wucht bis an die hintere Wand geschleudert worden. Allerdings ist durch das Löschwasser auch alles, was lose herumflog, nach hinten befördert worden«, meinte er nun mit gesenkter Stimme und lenkte die Aufmerksamkeit der Männer in den hinteren Teil des Zimmers.

Er ging zwischen ihnen hindurch und stellte sich neben einen schwarzen, unförmigen Klumpen. »Das ist der Torso des Opfers«, erklärte er und räusperte sich. »Beide Arme sind bei der Explosion abgetrennt worden. Sie liegen dort und da hinten.« Er wies auf zwei längliche Teile, die zwischen Holztrümmern lagen. »Die Hände fehlen und sind in dem Schutt im Moment nicht mehr aufzufinden.«

Luca blickte wie erstarrt auf etwas, das aussah wie der Kopf eines Menschen. Das Einzige, was er daran noch erkennen konnte, waren der bloße, verbrannte Nasenknochen und einige Zähne, die freilagen, weil die Lippen fehlten.

Er ertrug den Anblick nicht mehr und stürzte aus dem Raum. Im Flur kämpfte er mit der Übelkeit und hielt sich an der Wand fest, wo er an etwas griff, das noch immer warm war. Er warf einen genaueren Blick darauf und erkannte die Tür-

klinke, die sich durch die Wucht der Explosion förmlich in die Wand eingegraben hatte. Er hielt es nicht mehr länger aus und lief die nassen Stufen hinunter, um endlich wieder ans Licht und an die frische Luft zu kommen. Draußen verschwamm alles vor seinen Augen, und er hockte sich in eine Ecke, wo er sogleich von einem Feuerwehrmann angesprochen wurde.

»Geht es Ihnen gut?«

»Ja, ja, ich brauch nur einen kleinen Moment. Geht gleich wieder.«

Der Mann drückte ihm eine Wasserflasche in die Hand, an der er sich verzweifelt festhielt, ohne jedoch einen Schluck davon zu nehmen. Nur wie durch einen Nebel bekam er mit, dass drei weitere Polizisten auftauchten und nach einem kurzem Gespräch mit den Feuerwehrleuten das Haus betraten. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um die Brandexperten. Er hatte allerdings das Gefühl, dass er nicht hier ausharren konnte, bis sie den vermeintlichen Tatort in Augenschein genommen hatten. Er schrieb Tomasio eine WhatsApp, dass er nach Hause fahren würde. Er wollte nur noch weg von diesem Ort.

Zwei Stunden später war Luca wieder zu Hause. Er saß auf der Veranda seines kleinen Häuschens in der Via Vagne auf der Tremosine-Ebene quasi direkt gegenüber von Malcesine und blickte über den See zu der Kirche, wo man immer noch Blaulicht aufblitzen sah. Was war nur passiert? Wie hatte dieser Tag, der so wunderbar begonnen hatte, nur in solch einer Katastrophe enden können? Die Ereignisse erschienen ihm wie ein schlechter Traum, der ihn nicht loslassen wollte. Doch es war real. Das musste er sich immer wieder vor Augen halten: Es war real, was er und seine Freunde heute erlebt hatten.

Um seines Seelenfriedens willen könnte er sich von diesem Vorfall lossagen. Seine Beratertätigkeit für die Polizei war vorbei. Es gab also keinen Grund mehr, sich in der Verantwortung zu sehen. Er war nur zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Tomasio hingegen würde diesen Fall untersuchen müssen, und er beneidete ihn nicht um das, was jetzt alles auf ihn zukam. Es tat ihm auch leid, dass er ihn allein gelassen hatte, doch es war, wie er sagte: Es ging ihn nichts mehr an. Nur in einem Punkt fühlte Luca sich mit diesem Vorfall verbunden: Er hatte jemanden das Leben gekostet, den er gekannt hatte. Und das rief alte Erinnerungen an die Zeit mit Martina in ihm wach. Martina, mit der er sich ein neues Leben hatte aufbauen wollen. Martina, der sein Herz gehört hatte. Martina, die an seiner Seite einen schrecklichen Unfalltod hatte sterben müssen. Die Bilder kamen wieder hoch und nahmen all sein Denken ein, verdunkelten seine Seele, sodass er minutenlang mit gesenktem Kopf und glasigem Blick dasaß und vor sich hinstarrte. Belmondo schien das zu bemerken und drückte seine kalte Schnauze gegen seinen nackten Unterarm. Das riss Luca in die Gegenwart zurück, und er blickte hinunter zu seinem treuen Hund.

»Du merkst aber auch alles«, sagte er liebevoll und strei-

chelte ihn hinter den Ohren. Belmondo drückte sich gegen Lucas Bein und ließ sich kraulen.

Luca lenkte seinen Blick erneut auf die andere Seeseite. »Du glaubst nicht, wer heute da drüben getötet wurde«, sagte er so, als würde er sich mit seinem Hund unterhalten. »Martina hat viel von ihm gehalten. Jetzt ist er nur noch ein Stück verkohltes Fleisch. Aber warum, Belmondo? Warum?«

Der Hund gab ein wimmerndes Geräusch von sich.

»Ich soll's lieber lassen, meinst du? Ja, wahrscheinlich hast du recht. Tomasio wird das schon machen.«

Luca blickte zum Friedhof oberhalb der Kirche. Dort war Martinas Grab. Er schlug die Augen nieder. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass sie ihn flehend ansah.

»Bitte, Luca, finde heraus, was passiert ist«, sagte Martina. Sie saß neben ihm in ihrem roten Jeep und lenkte den Wagen durch die dunkle Nacht. Er blickte in den Rückspiegel und sah Padre Pilati auf dem Rücksitz sitzen. Die Ärmel seiner schwarzen Soutane hingen leer und schlaff herab, und die Augen in seinem blassen, kränklichen Gesicht waren blutunterlaufen.

»Wir werden alle sterben«, sagte er so, als sei es nicht mehr abzuwenden.

Luca richtete seinen Blick wieder auf die Straße, weil Martina plötzlich abbremste. Sie rollten langsamer werdend durch die tief eingeschnittene Brasa-Schlucht. Vor ihnen auf der Straße erfasste der Lichtkegel der Scheinwerfer einen kleinen kubischen Gegenstand. Martina fuhr im Schritttempo darauf zu und hielt an, als sie in dem Gegenstand vor ihrer Motorhaube eine Spieluhr erkannten. Eine Ballerina drehte sich in dem geöffneten Kästchen zur Musik. Luca kannte die Melodie, konnte sich aber nicht an den Titel erinnern.

»Wir werden alle sterben«, wiederholte Padre Pilati auf dem Rücksitz, und im nächsten Moment explodierte das Kästchen.

Luca schreckte aus seinem Traum hoch und starrte mit weit aufgerissenen Augen in seinen Garten.

»Luca?«, fragte eine Stimme in unmittelbarer Nähe, und er erschrak abermals, als er Pasquale neben sich stehen sah.
»Alles in Ordnung?«

»Ja, entschuldige, ich war eingenickt. Hab schlecht geträumt.« Luca stand auf und sammelte sich.

»Tut mir leid, dass ich hier einfach so auftauche. War nicht einfach vorhin, was?«

»Ich konnte da nicht länger bleiben. Als ich den Padre dort liegen sah, war ... Es ging nicht mehr.«

»Alles gut, verstehe ich vollkommen. So einen Anblick hatte ich auch noch nicht.«

»Habt ihr denn noch etwas herausfinden können?«

»Die Brandspezialisten sind immer noch bei der Arbeit. Die Beweise sind ja in tausend Teilen überall verstreut. Das kann dauern. Aber es spricht tatsächlich einiges dafür, dass es sich um einen Anschlag gehandelt hat.«

»Eine Bombe?«

»Ja, in welcher Form auch immer.«

Luca musste sich wieder setzen und rieb sich nachdenklich und erschüttert zugleich über den Mund.

Sein Freund nahm auf dem Stuhl neben ihm Platz, und Belmondo drückte sich zwischen Pasquales Beine, um gestreichelt zu werden. »Tomasio geht jetzt in Arbeit unter«, fuhr er fort. »So ein vermeintlicher Anschlag ruft eine Menge Leute auf den Plan. Es werden Terrorspezialisten und Leute vom Geheimdienst hierherkommen. Bislang gibt es kein Bekenner-schreiben, also auch keinen Ansatz, in welche Richtung man ermitteln muss. Alles ist möglich. Es kann ein Anschlag auf die katholische Kirche sein, ein Anschlag mit islamistischem Hintergrund, ein persönlicher Anschlag auf Padre Pilati ...« Er atmete angestrengt aus. »Im Moment ist Tomasio kaum in der Lage, einige einfache, aber zeitraubende Ermittlungsschritte durchzuführen. Darum hat er mich gebeten, die Sekretärin des Padre zu befragen, wenn sie wieder aufwacht.« Er sah auf seine Armbanduhr. »Sie wurde bis eben operiert und kommt jetzt in den Aufwachraum.«

»Was hat sie denn?«, fragte Luca.

»Ihr mussten Holzsplitter aus Rücken, Milz und Oberarm entfernt werden. Außerdem hat sie sich einen Bruch des Jochbeins und der Augenhöhle zugezogen.«

»Ist das der Grund, warum du hier bist? Um mich zu fragen, ob ich mitkomme?«

Pasquale lachte. »Verdammt, du kennst mich wirklich gut.«

Luca nickte nur, während er noch darüber nachdachte.

»Du bist natürlich völlig frei in deiner Entscheidung. Ich dachte nur, dass es dich vielleicht interessieren könnte. Immerhin kanntest du ihn.«

Es trat Stille ein. Pasquale ließ Luca Zeit und widmete seine Aufmerksamkeit dem Hund.

»Gut, ich komme mit. Aber nicht offiziell«, sagte Luca schließlich.

»Alles gut, ganz wie du willst.«

Irena Federico, Padre Pilatis Sekretärin, war in das Krankenhaus in Malcesine gebracht worden, das nur ein paar Fahrminuten südlich der Kirche lag.

Als Pasquale und Luca dort eintrafen, kam der kleine Ort langsam zur Ruhe. Die Lage auf den Straßen hatte sich entspannt. Der Strom der Touristen hatte nachgelassen. Dennoch bemerkte man eine merkwürdige Stimmung, wenn man in die Läden, Cafés und auf die Promenaden schaute. Die Explosion hatte eine bedrückende Stille hinterlassen.

In der Auffahrt zur Kirche, in der sie am Morgen das schreckliche Ausmaß der Detonation begutachtet hatten, standen nun zwei Polizeiwagen. Das gesamte Kirchenareal war mit Absperrband umsäumt, und mindestens ein Dutzend Carabinieri waren um das Gebäude herum in Bewegung.

Auch am Krankenhaus bewachten zwei Beamte den Eingang. Jeder Besucher musste an der Rezeption seinen Ausweis vorlegen.

Pasquale und Luca betraten die Station, auf die Signora Federico gebracht worden war. Sie meldeten sich am Schwesternzimmer an und wurden darüber informiert, dass die Schwägerin gerade zu Besuch war. Signora Federico hatte die Operation gut überstanden und war ansprechbar.

Die Schwester führte sie den Gang hinunter zum Patientenzimmer, klopfte an die Tür und öffnete, als sie von innen eine dumpfe Stimme vernahm.

»Entschuldigen Sie, aber die Herren von der Polizei sind jetzt da«, sagte sie.

Die Schwägerin stand auf und strich sich unsicher die Hose glatt.

»Buonasera«, grüßte Pasquale mit gesenkter Stimme und reichte ihr die Hand. Auch Luca gab ihr die Hand.

»Soll ich rausgehen, oder ...«

»Wie Sie möchten«, entgegnete Pasquale.

»Sie können gern als Unterstützung hierbleiben«, fügte Luca hinzu.

Sie nickte dankbar und setzte sich wieder.

Die beiden Männer traten von der anderen Seite an das Bett heran. Signora Federico drehte den Kopf zu ihnen und musterte sie aus müden, wässrigen Augen. Ihr geschwollenes Gesicht, dessen linke Hälfte von einem großen Pflasterverband verdeckt wurde, wies unzählige feine Schnitte und Wunden auf. Sie hatte Einblutungen in den Augen und eine handteller-große kahle Stelle über der rechten Schläfe und dem Ohr, wo das Feuer ihre Haare versengt hatte.

»Signora Federico? Mein Name ist Vialli von der Kriminalpolizei Riva, und das ist mein Kollege Spinelli«, stellte Pasquale sich und Luca vor. »Wir waren heute Morgen an der Kirche, als man Sie aus dem Gebäude geholt hat. Signora, meinen Sie, Sie könnten uns einige Fragen beantworten?«

Sie reckte ihren Kopf nach vorn, und unter der Decke kam ihre mit einem Venenzugang versehene Hand hervorgekrochen, die nach der Hand von Pasquale suchte. »Ich muss Ihnen dringend etwas sagen«, flüsterte sie mit kratziger Stimme. Eine

Träne löste sich aus einem Auge und rollte über ihre Wange. Ihr Arm zitterte, als sie Pasquales Hand drückte. Luca hörte am Piepen des Monitors, wie ihr Herzschlag beschleunigte. »Da kam ein Paket«, sagte sie, und ihre Augen waren weit geöffnet. »Ich brachte ihm das Paket in sein Büro ... und Briefe. Aber das Paket ... das muss es gewesen sein. Es war schwer ... und es ... er hat es geöffnet, als ich schon wieder ging. Ich war gerade auf der Treppe, da explodierte es. Er ist tot, nicht wahr?«, fragte sie.

Pasquale zögerte.

»Padre Pilati hat es nicht überlebt. Es tut mir leid«, sagte Luca mitfühlend.

Sie nickte und versuchte, ihre Tränen hinunterzuschlucken.

»Aber er hat nicht leiden müssen«, fügte Luca hinzu.

Ermattet ließ sie Pasquales Hand los und legte ihren Kopf ab.

»Das Paket«, begann Luca. »Kam es per Post? Oder stand es vor der Tür?«

»Mit der Post. Der Mann übergab es mir, wie immer.«

»Hatte es einen Absender?«, hakte Luca nach.

»Ja ... ein deutscher Name, glaube ich. So was Ähnliches wie Tesla ... aber ich ... ich komme nicht mehr drauf.«

»Kein Problem, das fällt Ihnen vielleicht wieder ein«, beruhigte Luca sie.

»Aber es waren drei Namen, das weiß ich noch.«

»Und auch eine Adresse in Deutschland?«

»Ich meine schon, ja. Aber die Stadt ...« Sie verzog bedauernd den Mund.

»Macht nichts. Machen wir weiter mit dem, woran Sie sich noch erinnern können. Wie sah das Paket aus?«

»Es war ein Karton ... aus brauner Pappe. Das Etikett war aufgeklebt, so wie man es bei der Post bekommt.«

»Handgeschrieben?«

»Ich meine, ja. Aber sehr leserlich. In Großbuchstaben.«

»Eine besondere Farbe?«

»Schwarz.«

»Gab es noch andere Aufkleber oder Klebereste von alten Etiketten oder so etwas?«

»Nein, es war ganz sauber. Wie von einer Firma.«

»Und Sie sagten, es sei schwer gewesen. Was, schätzen Sie, hat es gewogen?«

»Keine Ahnung ... so ein oder zwei Kilo vielleicht? Für die Größe kam es mir schwer vor.«

»Haben Sie irgendetwas darin hören können?«, wollte Pasquale wissen. »Geräusche wie von Metallteilen oder so?«

Sie dachte darüber nach.

»Nein, aber als ich die Treppe hinaufging, meinte ich, so etwas zu hören wie Wasser in einer Flasche.«

»Ein Glucksen?«, fragte Luca.

»Ja, aber nur sehr leise.«

»Was war das für ein Paket, einfach ein Karton oder erinnern Sie sich an einen Verschluss?«

Sie hob die Hand und malte die Form in die Luft. »Eines von diesen mit den Laschen, die man zuerst rausziehen muss, bevor man den Deckel anheben kann. Und Klebeband war über alle Kanten geklebt.«

»Welche Farbe?«

»Transparent. Aber sehr akkurat geklebt. Keine Falte oder Knicke an den Ecken. Die waren so angeschrägt. Das fiel mir auf, weil es einfach so ... sauber aussah. Anders kann ich es nicht beschreiben.«

»Das ist sehr gut, wie Sie das machen«, lobte Luca sie und lächelte. »Können Sie sich an einen bestimmten Geruch erinnern?«

Sie schüttelte den Kopf und schloss vor Erschöpfung die Augen.

»Und als Sie Padre Pilati die Post übergaben, wo stand er da?«, fragte Pasquale. »Gaben Sie ihm das Paket direkt in die Hände?«

»Nein ... ich legte es auf seinen Schreibtisch. Er war auf der anderen Seite des Raumes und hatte gerade seine Kette abgelegt. In eine Holzschale auf der Anrichte.«

»Sprachen Sie über das Paket? War es ungewöhnlich, dass er Pakete bekam?«

»Ja, Pakete sind eher selten. Er bekommt viel Briefpost. Wir sprachen nur kurz darüber, und ich ließ ihn dann allein. Ich war noch einen Moment in meinem Büro, bin dann aber wieder los, weil ich noch eine Besorgung in der Apotheke für ihn machen musste.«

»Noch eine letzte Frage, Signora Federico, dann sind wir auch schon wieder weg«, sagte Pasquale. »Ist Ihnen in den letzten Wochen irgendetwas oder irgendjemand aufgefallen? Gab es einen Streit zwischen Padre Pilati und jemandem, der sich an ihm hätte rächen wollen? Oder gab es Drohbriefe oder dergleichen?«

»Nein, nein. Nichts davon. Mir ist nichts aufgefallen oder zu Ohren gekommen. Er war ein guter Mann und überall beliebt. Ich weiß nicht, wer so etwas tun könnte ...« Sie schluchzte und legte sich eine Hand über die Augen.

»Schon gut«, meinte Luca. »Wir lassen Sie jetzt ausruhen und wünschen Ihnen eine schnelle Genesung.«

Luca konnte nicht sprechen, als er im Wagen neben Pasquale saß und in seinem Kopf all die Informationen ordnete, die sie soeben bekommen hatten. Sie wechselten kein Wort auf der kurzen Fahrt an der Kirche vorbei bis zur nächsten Straße, wo Pasquale vor dem Busterminal rechts abbog und auf den Hof des dahinterliegenden gelben Gebäudes fuhr.

»Ist es okay, wenn wir Tomasio eben gemeinsam berichten?«, fragte er, bevor er den Motor abstellte.

»Ich wollte ihn eh noch sehen«, erwiderte Luca, und sie stiegen aus.

Die Polizeistation war ein unscheinbares dreistöckiges Haus, das ebenso gut ein Wohnhaus oder ein Hotel hätte sein können. Sie betraten es durch den Haupteingang und fragten nach Tomasio. Der Beamte am Schalter wollte ihre Ausweise

sehen und erklärte dann, dass der Commissario jetzt nicht zu sprechen sei. Er sei in einem wichtigen Meeting.

»Er erwartet uns. Wir haben für ihn die überlebende Zeugin des Anschlags befragt«, entgegnete Pasquale.

»Tut mir leid, hier herrschen seit heute früh neue Sicherheitsvorgaben. Aber ich rufe für Sie an.«

Pasquale wollte etwas erwidern, doch Luca hielt ihn zurück. Er spürte die Ungeduld und den wachsenden Ärger seines Freundes. »Das ist nett, wir warten«, sagte er.

Pasquale warf ihm einen wenig zufriedenen Blick zu, entspannte sich aber etwas.

»Bitte folgen Sie mir«, sagte der Beamte, nachdem er telefoniert hatte, und kam hinter dem Tresen hervor.

»Wo ist das Meeting, im Konferenzraum im zweiten Stock?«, fragte Pasquale, um zu zeigen, dass er sich hier auskannte und den Weg auch allein finden würde.

»Korrekt«, antwortete der Mann, ließ sich aber nicht davon abhalten, vorauszugehen und für sie an die Tür zu klopfen. Es folgte keine Antwort, stattdessen öffnete Tomasio persönlich.

»Da seid ihr ja, kommt rein.«

Sie betraten den länglichen Raum, in dessen Mitte ein rechteckiger, über vier Meter langer Holztisch stand. Vier Plätze am oberen Ende des Tisches waren besetzt. Eine Frau und drei Männer, die Luca und anscheinend auch Pasquale unbekannt waren, sahen ihnen aus ernsten, reglosen Gesichtern entgegen. Einer der Männer trug einen dunkelblauen Einsatzanzug und hatte eine schwarze Sturmmaske vor sich auf dem Tisch liegen. Ein zweiter, älterer Mann mit kurzen grauen Haaren und Vollbart trug einen Militäranzug. Die Frau und der dritte Mann waren in dunkelblaue Anzüge gekleidet.

»Darf ich vorstellen?« Tomasio führte sie an den Tisch heran. »Das sind Commissario Viali von der Kriminalpolizei Riva und Luca Spinelli, Berater der Kriminalpolizei Riva.«

Dass er das kleine Wörtchen »ehemaliger« unter den Tisch fallen ließ, verdeutlichte Luca, um was für ein hochrangiges Treffen es sich hier handeln musste.

»Das ist Veronica Esanzata, Leiterin des Dipartimento delle Informazioni per la sicurezza, kurz DIS. Sie vertritt den Nachrichtendienst im In- und Ausland.«

Luca wollte ihr zunicken oder vielleicht auch ein Begrüßungswort sagen, als er ihren Blick bemerkte. Während sie Pasquale nur für eine Sekunde gemustert hatte, schien sie ihn, den Einzigen in dieser Runde, der keinen offiziellen Titel besaß und keiner der existierenden Sicherheitsstufen unterstand, augenblicklich als Gefahr einzuordnen. Luca setzte ein höfliches Lächeln auf und blickte zu dem Mann im Anzug rechts von ihr, den Tomasio als Commandante Guiseppe Lidono von der Staatspolizei vorstellte. Äußerlich ähnelte der Commandante mehr einem Politiker als einem Polizeibeamten. Jackett und Hose waren offensichtlich maßgeschneidert und die Schuhe handgefertigt. Seine Krawatte wurde von einer goldenen Nadel gehalten, und auf den goldenen Manschettenknöpfen prangte irgendein Wappen, das Luca nicht genau erkennen konnte. Er war sehr schlank, mit dunklem Teint und pechschwarzem, akkurat geschnittenem Dreitagebart. Aufgrund seines Alters, Luca schätzte ihn auf Anfang oder Mitte fünfzig, waren seine tiefschwarzen Haare wohl gefärbt.

Luca nickte ihm zu und erhielt ein höfliches Lächeln als Antwort.

»Dort drüben, das ist Commandante Paolo Stranato von der Gruppo di Intervento Speciale, der GIS«, sagte Tomasio und deutete auf den Mann im blauen Einsatzanzug, den Luca auf Mitte dreißig schätzte.

»Buongiorno«, grüßte Stranato und war Luca damit gleich am sympathischsten von allen.

»Und neben ihm sitzt Generale Ludovico Bassetti von der Centro Intelligenza Interforze, der CII. Das ist der militärische Nachrichtendienst«, erklärte Tomasio an Luca gewandt.

Der General neigte kurz seinen Kopf und nahm einen Stift zur Hand.

Luca nickte ebenfalls knapp und rieb sich nervös die Hände. Das war genau so eine der Situationen, in die er nicht hatte

kommen wollen. Es war aber auch nicht damit zu rechnen gewesen, dass so hochrangige Personen aller Nachrichtendienste so früh vor Ort sein würden. Auch Pasquale schien das zu überraschen.

»Nehmt doch Platz«, flüsterte Tomasio und bot ihnen einen Stuhl an.

Während er sich setzte, spürte Luca die Augen aller Anwesenden auf sich und beschloss, die Ausführungen einfach Pasquale zu überlassen.

»Darf ich fragen, in welcher Hinsicht Herr Spinelli die Polizei Riva berät?«, wollte Signora Esanzata von Pasquale wissen.

»Signore Spinelli hat uns in den vergangenen Jahren bei den Ermittlungen in drei Mordfällen unterstützt. Fälle von Serienmord, die, wie Sie vielleicht der Presse entnehmen konnten, aufgrund ihres Ausmaßes große Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die Überführung und Festnahme des größten Serienmörders in Italiens Geschichte, DiFratelli, haben wir allein seinem Einsatz zu verdanken.«

Bei der Erwähnung von DiFratellis Namen nahm Luca ein leichtes Zucken im Gesicht von Veronica Esanzata wahr.

»Was machen Sie denn beruflich, wenn ich fragen darf, Herr Spinelli?«

Luca war sich sicher, dass sie genau wusste, was er tat.

»Ich bin Dokumentarfilmer«, antwortete er mit fester Stimme.

Generale Bassetti unterdrückte mit einem grunzenden Laut ein Lachen und warf seinen Kugelschreiber zurück auf den Tisch. »Hat er irgendeine uns dienliche Kompetenz?«, erkundigte er sich bei Tomasio.

Der wollte antworten, doch Luca kam ihm zuvor. Er hatte nicht die Absicht, sich hier bloßstellen und wie ein kleines Kind behandeln zu lassen. »Wollen Sie nun hören, was die einzige Zeugin in diesem Fall zu sagen hatte, oder ziehen Sie es vor, sich weiter in Ihren Kompetenzen zu suhlen und wertvolle Zeit zu vergeuden?«, fragte er mit einem demonstrativen

Blick auf seine Armbanduhr. »Ich kannte den Padre persönlich und würde sehr gern wissen, wer der Attentäter ist.«

Luca blickte angriffslustig in die Runde. Der junge Paolo Stranato grinste amüsiert. Die anderen warfen sich unsichere Blicke zu.

»Ich finde, wir sollten Herrn Spinelli zumindest anhören«, meldete sich Guisepppe Lidono von der Staatspolizei zu Wort. »Ich habe damals die SOKO und auch seinen Einsatz genehmigt«, ergänzte er. Luca hatte davon keine Kenntnis, aber er nahm die Unterstützung wohlwollend an.

»Bitte«, sagte Veronica Esanzata schnippisch und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

Nun wollte Luca auch tatsächlich das Wort führen, und Pasquale überließ ihm bereitwillig das Feld.

»Signora Federico war nach ihrer OP wieder ansprechbar und bei vollem Bewusstsein. Ohne dass wir Fragen stellen mussten, hatte sie den Wunsch, uns ganz entscheidende Fakten mitzuteilen«, begann Luca seine Ausführungen und lehnte sich mit beiden Unterarmen auf die Tischplatte.

Der General nahm seinen Stift wieder in die Hand, und auch die anderen warteten neugierig, bis auf Signora Esanzata, die ihre Aufmerksamkeit lieber ihrem iPad schenkte, auf dem sie etwas nachzulesen schien.

»Kurz vor der Explosion brachte ein Postbote ein Paket, das die Signora in Empfang nahm.« Bei dem Wort »Paket« hingen plötzlich alle Augen an Lucas Mund. Sogar Veronika Esanzata blickte alarmiert auf. »Es war an Padre Pilati adressiert«, fuhr er fort, »und sie brachte es ihm direkt in sein Büro, wo sie es zusammen mit einiger anderer Briefpost auf seinen Schreibtisch legte. Der Padre befand sich zu der Zeit auf der linken Raumseite. Sie verließ das Büro und machte sich dann auf den Weg zur Apotheke. Sie war noch im Treppenhaus, als die Paketbombe detonierte.« General Bassetti wollte eine Frage stellen, doch Luca ignorierte ihn und sprach ohne Pause weiter. »Signora Federico beschrieb das Paket folgendermaßen: ein neues, circa ein bis zwei Kilo schweres Paket

aus brauner Pappe. Mit einer Verschlusslasche, die man erst aufziehen muss, bevor man den Deckel anheben kann. Ein Adressticket der Post, das mit schwarzem Stift und in Großbuchstaben beschriftet war. Sie meint, sich an einen dreiteiligen Namen deutscher Herkunft erinnern zu können, und sagte, er klinge so ähnlich wie ›Tesla«. An die Adresse oder die Stadt des Absenders hatte sie keine Erinnerung. Insgesamt wirkte das Paket sehr sauber und akkurat verpackt. Sie erwähnte, dass alle Kanten mit transparentem Klebeband abgeklebt waren, das an keiner Stelle Falten schlug. Die Ecken waren extra schräg angeschnitten. Und sie erinnerte sich an ein glucksendes Geräusch, als sie mit dem Paket die Treppe hinaufstieg.«

»Flüssigsprengstoff«, flüsterte Paolo Stranato dem eifrig mitschreibenden General zu.

Alle widmeten ihre Aufmerksamkeit erwartungsvoll wieder Luca.

»Das war's«, beendete der nun jedoch seinen Vortrag. »Mehr konnte sie uns nicht sagen.«

Im ersten Moment schwiegen alle, beeindruckt von den neuen Informationen und von ihrer Fülle.

»Laut der Sekretärin hatte Padre Pilati keine Feinde und mit niemandem Streit«, fügte Pasquale noch hinzu. »Es gab auch keine ungewöhnlichen Vorkommnisse in den letzten Wochen. Der Padre sei sehr beliebt gewesen.«

»So, ich muss dann mal wieder«, sagte Luca und erhob sich.

»Aber Signore Spinelli, wollen Sie denn gar nicht hören, was wir dazu zu sagen haben?«, fragte Giuseppe Lidono verwundert.

»Damit Signora Esanzata mich anschließend hinausschicken kann? Schon gut. Ich habe gemacht, worum ich gebeten wurde. Sie sind die Spezialisten. Und ich möchte, ehrlich gesagt, gar nicht in Ihrer Haut stecken. Arrivederci.«

Er klopfte Tomasio freundschaftlich auf die Schulter und verließ den Raum. Dabei stellte er fest, wie verdammt gut es sich anfühlte, das getan zu haben.

Wir hatten einen wirklich teuren Spiegel, der rundherum mit Lampen bestückt war, so wie man es vom Theater her kennt. Das Ding war ihr ein und alles, ihr Heiligtum, ihr Altar, vor dem sie jeden Tag saß und ihr Äußeres so veränderte, dass keiner mehr erkennen konnte, was sich eigentlich alles unter der Schminke verbarg. Und oft, wenn sie dort saß und sich anmalte, sagte sie Dinge wie: »Du wirst sehen, bald wird es uns besser gehen«, oder: »Nicht mehr lange, dann hab ich etwas Besseres für uns gefunden.«

Was sie damit meinte, war nicht etwa eine neue Wohnung oder ein neuer Job, sondern ein zahlungskräftiger Mann, den sie heiraten könnte und der sie dann aushielt.

Wenn sie fertig war und sie sich gut fühlte, gingen wir nach draußen. Ich an ihrer Hand, in meiner besten Jacke mit sauberm Pullover und Oberhemd darunter und meinen Sonntagschuhen. Eigentlich waren es keine Sonntagschuhe, sondern Schuhe, die ich sonntags, zu bestimmten Feiern und Einladungen und dann trug, wenn wir Besuch bekamen. Und wehe, die Schuhe waren nicht geputzt. In unserem kleinen, engen Badezimmer, in das wir kaum zu zweit reinpassten, kämmte sie mich vor jedem Hinausgehen in die Öffentlichkeit. Es war mehr ein Kratzen und Schaben als ein Kämmen, und jedes Mal dachte ich, dass sie mir die Kopfhaut aufschlitzen und das Blut an meiner Stirn herunterlaufen würde, wenn wir hinausgingen.

So herausgeputzt, erledigten wir dann alle möglichen Besorgungen und Amtsbesuche. Sie glänzte in ihrer Rolle als die aufopferungsvolle, liebende, alleinerziehende Mutter und machte jedem Mann, der einigermaßen ansehnlich war, schöne Augen und flirtete mit ihm. Sie ging sogar so weit, dass sie sich mit ihrer anzüglichen, zur Schau stellenden Art alles erkaufte, was sie brauchte. Es war egal, ob es sich um den Klempner, den Supermarktbesitzer, den Eisenwarenhändler, den Versi-

cherungsmakler oder den Zahnarzt handelte. Sie bekam, was sie wollte, wann sie es wollte und zu dem Preis, den sie wollte. Das Schreckliche für mich dabei war, dass alle sie liebten. Jeder mochte meine Mutter. Und sie wusste zu jeder Zeit, wie weit sie gehen konnte, ohne aufzufallen und einen schlechten Ruf zu bekommen. Von all den Männern, die sie benutzte, brachte sie nicht ein einziges Mal einen mit in unsere Wohnung. In der Hinsicht war sie absolut stubenrein. Nichts befleckte unsere vier Wände oder unsere Nachbarschaft. Sie war sehr vorsichtig und sehr penibel, was das anging.

Nur vor mir war ihr alles egal. Das sind meine ersten Erinnerungen, und ich war damals vielleicht drei oder vier Jahre alt. Ich war immer mit von der Partie und musste mir alles ansehen und anhören. Sie besaß nur so viel Scham mir gegenüber, dass sie, wenn sie sich von jemandem im Geschäft oder in einer Werkstatt vögeln ließ, das in einem Nebenraum hinter verschlossener Tür tat. Ich wartete dann auf dem viel zu großen Stuhl am Schreibtisch oder irgendwo im Laden und hörte nur die Geräusche. Aber sie fand niemanden, der ihrem »Anspruch« genügt hätte.

Kennen Sie noch diese Drehschilder, die damals manchmal vor den Läden als Werbeplakat standen? So war meine Mutter. Sie hatte zwei Gesichter, die innerhalb kürzester Zeit wechseln konnten. Auf der einen Seite war ihr wunderschönes, angemaltes, öffentliches Gesicht und auf der anderen diese dunkle, hässliche, hexenartige Grimasse. Und um ehrlich zu sein: Vielleicht war dieses zweite Gesicht auch ihr eigentliches, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wenn sich das Drehschild in Bewegung setzte, wenn ihr Gesicht von schön auf hässlich umsprang, dann gab es kein Entkommen für mich. Ich war allein mit ihr, eingesperrt in dieser Wohnung, ohne Freunde, ohne einen Vater, ohne irgendjemanden, der sich für mich interessierte. Und meine Mutter hatte niemanden, an dem sie ihre Wut auslassen konnte. Also konzentrierte sie sich auf mich. Ich tat alles, was sie von mir verlangte, wenn sie so war. Ich bettelte nicht, ich flehte nicht, ich widersprach vor allem

nicht, denn das hätte sie nur noch um ein Vielfaches wütender gemacht.

Es gab einen Keller in unserer Wohnung, der über eine schmale Steintreppe zu erreichen war, die sich im Halbkreis in einen winzigen Vorraum mit einer nackten Glühbirne an der Decke hinunterwand. Von dort aus konnte man durch eine hölzerne Tür, die wie ein Gitter aussah, in den kleinen Kellerraum mit einem Fenster gelangen. Hier gab es kein Licht. Und oft, wenn es wie im Herbst viel regnete, drang der Niederschlag durch das undichte Fenster und setzte den Keller unter Wasser. Manchmal reichte es bis über meine Waden. Aus irgendeinem Grund schien es meiner Mutter zu gefallen, mich dort einzusperren, so als ginge eine Gefahr von mir aus. Ich stand dann wie ein Gefängnisinsasse in dem dunklen Abteil, meine Hände um die hölzernen Gitterstäbe geklammert, und blickte hinaus zu ihr, während sie mir erzählte, wie schrecklich ich sei und dass ich ihr Leben zerstören würde. Ohne ein Wort des Klagens hörte ich mir diese Litaneien an, denn das war allemal besser, als zurückzubleiben, wenn sie bald darauf wieder nach oben ging und das Licht ausschaltete und ich allein im Dunkeln war.

Ich kann mich nicht erinnern, wie lange ich eingesperrt war. Das variierte natürlich. Aber es kam vor, dass ich bei Tageslicht runtergebracht wurde und im Dunkeln wieder hochkam. Es kam auch vor, dass sie mir Brot durch die Gitterstäbe steckte. Und wenn es wirklich einmal eine längere Zeit war, die ich dort unten ausharren musste, und sie unterdessen das Haus verließ, streute sie als Versicherung, dass ich mich nicht befreite, Reißzwecken auf die Treppe, denn ich war immer barfuß dort unten. Diese Maßnahmen kamen stets wie aus heiterem Himmel, auch wenn ich gelernt hatte, dass es bei ihr kein stabiles Schönwetter gab. Alles konnte sich von einer Sekunde auf die andere ins Gegenteil verkehren. Sie konnte fröhlich singend und sich schminkend vor ihrem Spiegel sitzen, und ein winzig kleiner Auslöser, ein Gedanke, eine Erinnerung oder was auch immer, beförderte sie augenblicklich in die Dunkelheit,

aus der sie dann länger nicht mehr herauskam. Als ich bereits zur Schule ging, rief sie manchmal morgens im Sekretariat an und meldete mich krank, auch wenn ich völlig gesund am Frühstückstisch saß, mit dem gepackten Ranzen an meiner Seite. Dann wusste ich, was mir bevorstand.

Es gab auch Tage, da sperrte sie mich in das kleine Badezimmer ein, was mir zuerst nicht so beängstigend erschien. Doch nach mehreren Stunden fühlte es sich an, als ob die Wände immer näher kämen, und ich bekam Platzangst. Dann holte sie mich heraus, aber nur, damit die Nachbarn mein Geschrei nicht hörten. Im Keller schrie ich nie.

Als Luca wieder zu Hause war, spielte Massimo, der Nachbarsjunge, mit Belmondo im Garten. Manchmal passte der Junge auf seinen Hund auf, wenn er länger unterwegs war. Massimo war ein cleverer Bursche, der zu einem Freund geworden war, seit er hier wohnte.

Heute hatte er einen kleinen Parcours auf der Rasenfläche aufgebaut und mit zwei kleinen Leitern und Lucas übereinandergestapelten Gartentischen eine Brücke errichtet, die er Belmondo hinauflaufen ließ.

»Luca, guck ihn dir an!«, rief der Junge erfreut. Belmondo erklimm tatsächlich die Leitersprossen und schaffte es auf den oberen Tisch.

»Unglaublich«, sagte Luca ehrlich beeindruckt und kam näher. Belmondo freute sich, ihn zu sehen, und hatte es nun besonders eilig, auf der anderen Seite wieder herunterzukommen. Er holte sich ein Leckerli bei Massimo ab und lief dann zu Luca, um ihn zu begrüßen.

»Du bist wirklich sehr kreativ«, sagte Luca zu Massimo. »Aber zum Abendessen können wir die Tische wieder auf die Veranda stellen.«

»Na klar«, entgegnete Massimo und baute ohne zu murren seinen Parcours wieder ab.

»Ich koche schnell was. Willst du mitessen?«

»Gerne«, sagte der Junge. »Papa ist heute in Brescia und bleibt da auch über Nacht.«

»Wenn du willst, kannst du auf der Couch übernachten«, bot Luca ihm an und ging ins Haus. Er sah im Kühlschrank nach und entschied sich, eine Frittata mit ein paar Nudelresten, Tomaten und Zucchini zu machen.

Luca war froh, wieder auf seinem kleinen Stück Land zu sein, auf der anderen Seite des Sees. Er verspürte mächtigen Hunger und fing sogleich an zu schnippeln und die Zutaten

mit etwas Öl in die Pfanne zu werfen. Zwischendurch naschte er immer mal wieder von den kalten Nudeln und sah hinaus zu Massimo und Belmondo. Sie spielten Fangen und rannten kreuz und quer durch den Garten.

Zwanzig Minuten später saßen sie auf der Veranda und aßen. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, und Malcesine funkelte mit tausend Lichtern am gegenüberliegenden Ufer. Die Stadt wirkte friedlich und ruhig, nichts erinnerte mehr an die Gefahr und die Zerstörung, die tagsüber alles beherrscht hatte.

»Was ist mit dir?«, fragte Massimo und holte Luca damit aus seinen Gedanken.

»Was soll sein?«

»Du siehst unglücklich aus.«

Luca war überrascht, dass man ihm das jetzt noch ansehen konnte.

»Weißt du, was da drüben los war?«, erkundigte sich der Junge. »Da war ganz viel Rauch und Polizei und Feuerwehr in Malcesine.«

»Nur ein Brand. Alles wieder unter Kontrolle«, erwiderte Luca, um den Jungen nicht zu beunruhigen. Er sah Massimo an, dass der ihm das nicht abkaufte. Doch er beließ es dabei, und Luca war ihm dankbar dafür.

Massimo wollte über Nacht bleiben und machte sich sein Nachtlager auf dem Sofa zurecht. Luca konnte sich nicht mehr lange wach halten. Er war völlig erschöpft. Einen Moment sah er noch den bläulichen Schein von Massimos Handy in der Dunkelheit leuchten, dann fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Belmondo bemerkte den Wagen zuerst. Er begann zu knurren und weckte damit Luca und Massimo fast gleichzeitig auf. Ein Fahrzeug näherte sich, und es besaß einen ungewöhnlich kräftigen Motor. Die Schottersteine in der Auffahrt knackten

laut unter den schweren Reifen. Luca stand auf und zog sich etwas über.

»Ihr bleibt hier, ich schaue nach, wer das ist«, wies er Massimo an und öffnete die Haustür. Der Junge hielt Belmondo zurück, der sich an Lucas Beinen vorbeiquetschen wollte.

Luca ging ums Haus herum und sah einen riesigen schwarzen Land Rover Defender mit blickdichten Scheiben neben seinem alten Lancia Flavia stehen. Neben dem Rover sah der Flavia aus wie ein Spielzeugauto. Die Fahrertür öffnete sich, und Paolo Stranato stieg aus. Er trug auch heute Morgen seinen blauen Einsatzanzug und schwarze Stiefel, so als müsste er gleich hier mit seiner Spezialtruppe eingreifen.

»Ah, buongiorno«, grüßte Luca etwas verunsichert, aber froh, dass er den Besucher erkannte.

»Schönes Auto haben Sie da«, sagte Stranato und begutachtete den Flavia.

»Ja, Sie auch«, entgegnete Luca. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Paolo Stranato kam näher und reichte Luca die Hand. Dabei glitt sein Blick über das Grundstück und die benachbarten Häuser. »Tut mir leid, dass ich Sie so überfalle, aber ich wollte Ihnen nach unserem Meeting gestern gern noch etwas sagen.«

»Kommen Sie, wir gehen rein«, lud Luca ihn ein.

»Sind Sie allein?«, fragte Stranato.

»Nein, ein Nachbar ist bei mir.«

»Ich müsste meine Maske aufsetzen, wenn er dabei ist. Das ist leider Vorschrift, keine Zivilperson darf unsere Gesichter sehen.«

»Okay, dann schicke ich ihn nach Hause.«

»Das wäre nett. Tut mir leid.«

Stranato wartete, bis Luca wieder ins Haus gegangen war und Massimo weggeschickt hatte. Er entschuldigte sich bei dem Jungen, der das aber eher spannend als enttäuschend fand.

»Dann bist du jetzt an einer richtigen Geheimoperation beteiligt?«, flüsterte er neugierig.

»Nein, nein. Ich weiß auch nicht, was er will.«